

Die päpstliche Schweizergarde und ihre Kaplane

Autor(en): **C.E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **6 (1902)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575854>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

entfahren, jetzt führt die Liebe das Regiment. Ruht sein Auge auf des Oberhofers Lenken, so kommt's über ihn wie Mitleid, inniges Erbarmen: „Armes Kind, das nicht weiß, was Liebe ist!“

Seit auch der Schullehrer vor dem Oberhofer keine Gnade gefunden, betrachteten ihn die Burschen des Dorfes als einen der ihrigen. Sie kamen, ihn einzuladen zu allerlei lustigen Anlässen, Trinkgelagen, was alles ihr froher Jugendmut ihnen eingab. Aber ein guter Gesellschafter war er nicht, der Reimer. Sie hatten gehofft, er werde ihr Anführer und Aufstifter werden gegen den Oberhofer. Zu diesem Ansinnen jedoch schüttelte er den Kopf, und auch die andern Erwartungen der Kameraden gingen nicht in Erfüllung. Bei all ihren Witzen und Possen saß er da, ohne ein Wort dreinzureden, und wenn die Luftbarkeit erst recht angehen sollte, stand er auf und entfernte sich. Dafür dann stundenlang einsam gehen oder die Orgel spielen, daß das halbe Dorf zusammenrennt! Herrgott, man ist doch nur einmal jung, warum sich das Ding so zu Herzen nehmen? Ist's nicht des Oberhofers Luise, so ist's des Niederhofers Grete oder sonst einer Mutter liebes Kind.

Das Beste that daheim die Schwester Rose. Sie verdoppelte ihre Fürsorge für den leidenden Bruder und hatte die Freude zu sehen, wie sein Blick den alten Glanz wieder annahm und hie und da ein munteres Scherzwort von seinen Lippen floß. Georg gab es bald auf, den ersten wühlenden Schmerz bei lustigem Becherklingen vergessen zu machen. In stiller großer Einsamkeit stiegen die Worte seines alten Lehrers in der Erinnerung auf, und was Georg, als er den greisen Sternbach wieder aufsuchte, zu hören bekam, waren Worte voller Erfahrung und Seelengröße, die wie lindernder Balsam auf sein aufgeregtes Gemüt fielen. „Du stehst eben jetzt am Scheidewege, junger Freund, vor einem Entschluß fürs ganze Leben. Ich kenne dich gut genug, um zu wissen, daß du nicht Geld und irdisch Gut, sondern nur das Weib deines Herzens auf dem Oberhof gesucht hast. Der Bauer hat dich höhnend abgewiesen, weil er dir nicht glaubte, er konnte es auch nicht; denn ihm ist das Gold der Herrgott, zu dem er betet. Was du erstrebst, was deine Seele füllt, kann er so wenig verstehen, wie wir seine niederträchtige Habsucht. Wenn du den Beifall der Menge und deinen eigenen Vorteil suchen willst, so mach's wie er. Du mußt aber noch mehr thun; denn er ist reich und unabhängig, du arm und auf die Leute ange-

wiesen. Du darfst keine eigene Meinung haben, sondern mußt das willfährige Werkzeug der andern werden. Bücke dich, wenn sie es verlangen, sag' zweimal ja, wenn sie ja sagen, schweig' beim Anblick von Unrecht und Gewaltthat, so hast du reichen Gewinn davon. Was geht das alles dich an, du lachst ins Häufchen und mäfst dir ein rundes, volles Bäuchlein an.“

Georg war bei diesen Worten zornig aufgesprungen und wollte seinem Unwillen Luft machen. Lächelnd zog ihn der alte Herr zu sich nieder, indem er fortfuhr: „Das thust du nicht, ich weiß es, aber den Rat eines alten Mannes wirst du annehmen; er ist teuer erkauft. Das Leben ist ein Kampf zwischen Gut und Böß, zwischen Licht und Finsternis; auf welcher Seite du dich stellst, hab' ich gewußt, eh' ich deine Erzählung vernommen. Nun höre! Was ein richtiger Offizier ist, führt seine Mannschaft gedeckt gegen das feindliche Feuer, und ein Soldat, der aufrecht dasteht, wenn links und rechts die Kugeln einschlagen, ist wohl ein mutiger Held; aber was nützt das ihm und den andern: wenn der Kampf beginnt, liegt er schon bleich und wehrlos da. In deinen Jahren, Georg, gelüftet es uns, im vordersten Treffen zu stehen und mit aller Welt Händel anzufangen; denn wenn wir gegen alles Unrecht uns wenden wollen, so würden wir aller Menschen Feind und niemandes Freund. Georg, auch uns selbst müßten wir verachten; denn nicht nur draußen in der Welt braust dieser Kampf, er tobt auch drinnen in der eignen Brust. Da gilt's vor allem das Schwert des Geistes führen und dem Guten zum Durchbruch zu verhelfen. Dann hast du auch deine Schulkinder. Lehr' die Gutes vom Bösen unterscheiden, bilde da eine künftige Kämpferschar heran, da biete all dein Können, all deine Kraft auf. Daneben mein' ich nicht, daß du gleichgültig zusehen sollst, wenn rohe Gewalt der Unschuld und dem Recht ins Gesicht schlägt; wer das imstande ist, ist entweder ein Feigling oder ein Schurke oder beides zugleich. Recht war's, daß du dem Oberhofer seinen scheinheiligen Mantel vom Heuchlergesicht riffest. Da heißt's, seinen Mann stellen, und stünde alles auf dem Spiel. Vielleicht wär's möglich, durch Verrat an der eignen Ueberzeugung ihn doch noch zu gewinnen; aber deine Pflicht ist es, als richtiger Streiter für die Wahrheit ihm aus dem Weg zu gehen, ihn und seine Habgier zu verachten. Daß du damit dein eignes Lebensglück zum Opfer bringst, fällt dir jetzt zwar schwer; aber ich hab's auch thun müssen, und dir wird's nicht erspart bleiben.“

(Fortsetzung folgt).

Die päpstliche Schweizergarde und ihre Kaplane.

Mit vier Abbildungen.

Der am 1. November vorigen Jahres in Schwyz zur ewigen Ruhe eingegangene Kaplan der päpstlichen Schweizergarde in Rom, Monsignore Joh. Baptist Marty, Geheimkammerer Sr. Heiligkeit Leo XIII., gibt uns Veranlassung zum nachfolgenden Artikel. Der Verstorbene, dem Verfasser persönlich bekannt, hat im Ausland, wo er eine gleichwohl schweizerische Stellung einnahm, unserm Land Ehre gemacht. Auch war er ein Mann von trefflichem Charakter und echt schweizerischer Gesinnung, so daß ihm eine Stelle in unserm Blatte gebührt. Das Bildnis des Monsignore Marty, gemalt von dem in Kusnach bei Zürich wohnenden Künstler A. Soja, der mit dem Verstorbenen befreundet war, ist trefflich gelungen. Die weitem, die Soldaten der Schweizergarde darstellenden Bilder hatte Herr Soja die Freundlichkeit, speziell für die „Schweiz“ zu zeichnen.

J. Baptist Marty, geboren im Flecken Schwyz den 17. Febr. 1840, gehörte einer braven und angesehenen Bürgerfamilie an. Sein Vater, der Sigrift Marty, war, wie wir einem Lebensbild des Verstorbenen von Maurus Waser, Pfarrer in Schwyz, entnehmen, ein Kirchenglieder in des Wortes wahrster Bedeutung, der sein Amt nicht bloß als ein Mittel des Broterwerbs, sondern als einen wirklichen und heiligen Beruf zur Ehre und im Dienste Gottes auffaßte. Demgemäß war auch die Erziehung der Kinder, von denen die vier Söhne sich alle dem geistlichen Stand widmeten. Einer starb als Bischof in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, ein zweiter ist Pfarrhelfer in Schwyz. Nach Absolvierung der Schulen im Heimort Schwyz besuchte Marty mit ausgezeichnetem Erfolg das Gymnasium in Einsiedeln. Hier besorgte er, wie schon sein älterer Bruder, die

Uebersetzung der Annalen für Verbreitung des Glaubens aus dem Französischen ins Deutsche, um dadurch zu Gunsten des wenig bemittelten Vaters einen Beitrag an die Studienkosten aufzubringen. Später kam er in das Seminar in Mainz und nachher in dasjenige von Chur. Am 11. November 1862 feierte er seine heilige Primiz in der Pfarrkirche zu Schwyz.

Von 1862—1870 sehen wir ihn als Lehrer und teilweise auch als Präsekt im Kollegium zu Schwyz, wo er außer dem Lateinunterricht namentlich noch die Direktion des Gesang- und Musikunterrichts beorgte. 1870 wurde er von der Regierung zum Direktor des Seminars in Mickenbach ernannt. Hier entwickelte Marty großes Geschick und übte einen maßgebenden Einfluß auf seine Schüler aus. In den Jahren 1876—1879 war die Zahl der Schüler auf 60—65 angestiegen, während sie vorher gewöhnlich nur dreißig betragen hatte. Nach dem Lebensabriß von Waser, einem Schüler oder Mitarbeiter Marty's aus jener Zeit, ist namentlich die treffende und geistreiche Weise, die von ihm in den Lehrberuf eingeführt wurde, bemerkenswert. „Lehren und Erziehen waren bei ihm nicht Drill, nicht Dressur, sondern ein väterlich freundschaftlicher Verkehr von Seele zu Seele, von Geist zu Geist. Sein trockener, meist im rechten Moment angewandter Sarkasmus und sein heiterer Witz bewirkten oft Wunder der Disziplin und halfen weit besser als eine Reihe wortreicher pädagogischer Lehrsätze und Verhaltensmaßregeln.“ Daneben war der Seminardirektor Inspektor der Schulkreise Arth-Kusnacht und nachher Mitglied des Schulrats von Schwyz. Ueberall entwickelte Marty Energie in Bekämpfung vorhandener Uebelstände, wirkte äußerst anregend auf seine Kollegen und die unter ihm Stehenden und interessierte

sich auch für das Wohl bestehender gemeinnütziger und wohlthätiger Institute. An der Weltausstellung in Wien 1873 machte er im Auftrag der schweizerischen Regierung Studien über das Volksschulwesen und ließ als deren Frucht im folgenden Jahr die Schrift: „Anforderungen der Gesundheit an die Schule“ erscheinen. 1880 verfaßte er auch eine illustrierte Schweizergeschichte, die in den katholischen Schulen jetzt noch im Gebrauch ist. Andere Schulbücher wurden von ihm umgearbeitet, er schrieb pädagogische Abhandlungen und namentlich auch schöne Biographien.

Marty hatte jedoch seine Gegner, und diese verleiteten ihn später das Wirken als Seminarvikar. Oft gab er ohne Rücksicht auf die Person sein Urteil über menschliche Verfehrtheiten und über Uebelstände und Mängel, die er erkannt hatte, in etwas herber Weise ab. Seine Kritik richtete sich zuweilen auch gegen Männer, die er persönlich hoch achtete, und ferner Stehende wurden oft irre an seiner wahren politischen und religiösen Gesinnung. Es kam daher die Zeit, wo Marty seinen bisherigen Wirkungskreis mit einem andern zu vertauschen wünschte. Nach fünfzehnjähriger Thätigkeit im Seminar wurde er Pfarrer zu Wettingen im Aargau. Wahrscheinlich bahnten ihm seine Freunde in der schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft den Weg dahin.

In Schwyz hatte sich Marty namentlich auch als Sänger und Musiker hervorgethan; er war ein Hauptmitglied der Kirchenmusik Schwyz und konnte, wenn es sein mußte, fast in allen Instrumenten als Notthelfer in die Riecke treten. Auch das Theater fand an ihm eine hervorragende Stütze. Er arbeitete Theaterstücke für die Schulbühne am Kollegium und im Seminar um, leitete theatrale Aufführungen in den genannten Schulanstalten mit seltenem Geschick, ja er stellte seine Kraft auch in den Dienst der schweizerischen „Japanesengesellschaft“, um bei verschiedenen Aufführungen als Dichter oder als Regisseur zu ihrem und zum Ruhme des Heimatortes beizutragen.

Im Jahr 1885 siedelte Marty nach Wettingen über; doch war sein dortiger Aufenthalt nicht von langer Dauer, obgleich ihm die Anerkennung seiner Mitbürger, freilich auch mancherlei Verdruss, nicht fehlte. Im April 1888 erhielt er den ehrenvollen Ruf, die durch den Tod seines Landsmannes Monsignore Meinrad Suter erledigte Stelle eines Kaplans der päpstlichen Schweizergarde in Rom zu übernehmen. „Die Stellung eines Gardikaplans“, sagt Waser, „ist eine nicht unwichtige. Die jungen Leute, die aus unserm Vaterland sich in den Dienst des heil. Vaters stellen und den Schutz seiner Person übernehmen, nach der religiösen Seite zu führen, sie zu überwachen, daß sie gute Christen und brave Schweizer bleiben und als solche mit Begeisterung für ihren Glauben und ihre Kirche wieder in ihr Vaterland zurückkehren, das ist eine schöne Aufgabe, und Gardikaplan Marty hat sich alle Mühe gegeben, ihr gerecht zu werden. Er hatte ein warmes Herz für seine Gardisten in franken wie in gesunden Tagen; mehr Soldaten als Hoffkaplan und selbst von strammer Disziplin befeelt, war er ihnen ein Vorbild jeglicher Soldatentugend.“ Er verstand es, seinen Soldaten nicht nur zu predigen, sondern auch ihre gesellschaftlichen Unterhaltungen zu leiten, indem er eine Harmonikmusik, einen Gesangverein und eine Theatersektion gründete. Gerne führte er auch in Rom sich aufhaltende Schweizer,

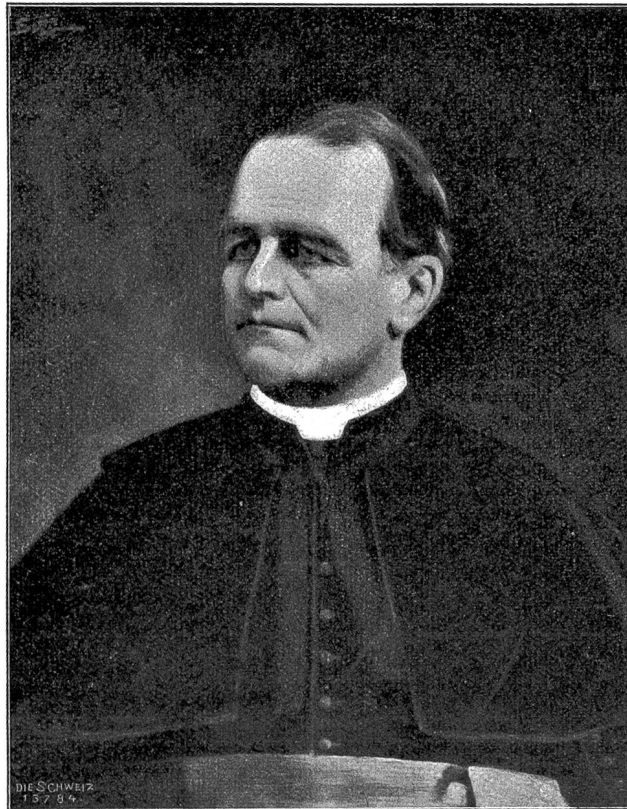
ohne Rücksicht auf ihre Konfession, in diese Abendunterhaltungen ein, wie er denn überhaupt für die ihm empfohlenen oder sonst mit ihm bekannt gewordenen Landsleute ein trefflicher Führer in der heiligen Stadt, insbesondere aber im Vatikan war. Er kannte alle Kunstwerke und andere interessante Sehenswürdigkeiten und war auch mit den nötigen historischen Kenntnissen ausgerüstet. Namentlich fehlte es ihm aber auch am guten Willen nicht, seinen Landsleuten die besten Dienste zu erweisen. Im Vatikan selbst war er so wohl bekannt, daß es ihm ein Leichtes war, einen Fremden, der auf andere Weise dies nie zustand gebracht hätte, bei Anlaß eines Festes oder einer Prozession an ein Fenster oder in einen Winkel zu plazieren, von wo aus er alles, sogar den Papst, aufs Beste sehen konnte. Im Vatikan wohnte er im Schweizerquartier (Quartiere degli Svizzeri). Papst Leo XIII. gab ihm wiederholt Beweise seiner besondern Gunst und seines Wohlwollens und ernannte ihn schon 1890 zu seinem Geheimkammerer mit dem Titel „Monsignore“. „Die Wünsche seiner lieben Gardisten, die ihn wie einen Vater und als treuesten Freund mit rührender Anhänglichkeit verehrten, lenkte er immer auf die richtige Bahn und gelangte damit zum Ziele.“

Marty war eine gerade, kernige Natur, Feind jeder politischen Intrigue und aller Verstellung. Daneben hatte er ein frohes Gemüt bei aller christlichen Demut und verstand es, bei den festlichen Anlässen seiner Gardisten nicht nur eigene Dichtungen durch andere vortragen zu lassen, sondern auch selbst gelegentlich aus dem Stegreif in Versen zu reden. Auch die Gabe der Rede war ihm zu eigen, und alle, die das Vergnügen hatten, ihn kennen zu lernen, werden sich erinnern, welch liebenswürdiger und kurzweiliger Gesellschafter er stets war.

Den Gardisten erteilte er Unterricht, nicht nur in der christlichen Morallehre, sondern auch in der Naturkunde, Geographie und Geschichte. Er suchte sie in die große Vergangenheit der Stadt Rom einzuweihen, „damit“, wie in dem von uns benützten Nekrolog gesagt wird, „die Bergknaben nicht wie Thoren auf dem flastischen Boden herumtrotten.“ So brachte er es dazu, daß einzelne Gardisten in Sprachgewandtheit und

Romkenntnis berufsmäßigen Fremdenführern nicht nachstanden und an ihren freien Tagen selbst den Cicero spielen konnten. Marty soll auch reiches Material für eine allfällig später zu schreibende Geschichte der päpstlichen Schweizergarde hinterlassen haben.

Im Sommer, während der heißen Monate lebte Marty gewöhnlich in der Schweiz und hielt sich dann meist in Schwyz oder in den Klöstern Einsiedeln und Engelberg auf; auch besuchte er hie und da seine Freunde in Zürich. Bei diesen Anlässen predigte er wohl dann hie und da, auch wurde er für große festliche Gelegenheiten in der Heimat hiefür in Anspruch genommen. So 1887 für die Mäfersfahrt, ferner 1890 bei der großen Engelweihe in Einsiedeln, namentlich aber auch bei der Bundesfeier am 1. August 1891 in Schwyz, bei welchem Anlaß auch der Verfasser dieses Artikels seine treffliche Predigt mit größtem Interesse anhörte. Er sprach darin als Christ und Patriot zu seinen Zuhörern und erhob sich dabei hoch über alles die Konfessionen Scheidende. Und auch das damals mit viel Beifall aufgenommene Festspiel hat Marty verfaßt. Im Schweizer-



Monsignore Job. Baptist Marty,
der verorbene Kaplan der päpstlichen Schweizergarde.
Nach dem Delbildnis von A. Soja, Küsnach bei Zürich.

quartier des Vatikans wurde es gebichtet, und ein damals Marty empfohlene junges Schweizermädchen hatte in einem Nebenzimmer jedes Blatt, sobald es der Dichter aus der Hand gab, abzuschreiben.

Noch eine schöne Eigenschaft ist an unserm Gardekaplan hervorzuheben: seine Mildthätigkeit und sein warmes Interesse für arme und hilflose Schweizer, die sich in Rom aufhielten. Wenn die eigenen Mittel nicht ausreichten, so wußte er andere Quellen zu öffnen. Einen Tag in der Woche widmete er regelmäßig, ganz aus freien Stücken, dem Krankenbesuch in der Stadt und in den Spitälern. Ob in solchen Fällen einer Katholik oder Protestant war, erschien ihm völlig gleichgültig; er fragte da nicht nach dem Glaubensbekenntnis; auch scheute er sich nicht, seine eigene Person in Gefahr zu bringen. Einmal hörte er von einer Schweizermagd, die in einem Absonderungsbaus in Rom krank lag. Er beharrte darauf, sie zu besuchen, obgleich dies verboten war; denn sie litt am — Ausfluß. Der Monsignore saß bei ihr, gab ihr die Hand und half ihr über das letzte Stündlein hinweg. Die Ansteckung fürchtete er nicht; denn im Bewußtsein, eine Menschenpflicht zu erfüllen, fühlte er sich dagegen gefeit.

Lange Zeit hatte sich unser Gardekaplan einer trefflichen Gesundheit erfreut; als er aber im Sommer 1899 zu seinem gewohnten Ferienaufenthalt nach Schwyz kam, bemerkten seine Freunde an ihm die äußern Zeichen schwerer innerer Erkrankung. Es war ein Leberleiden, das ihn ergriffen hatte. Er gedachte eigentlich auf seinem Posten auszuharren, so lange Papst Leo regiere, dann aber seinen Abschied zu nehmen, um zu den Bergen und Matten von Schwyz zurückzukehren, die ihm immerfort bei Tag und bei Nacht vor der sehnsüchtigen Seele standen. Es sollte aber nicht so sein; sein Meister, der Papst, überlebte ihn wie viele andere. Sein Gesundheitszustand blieb noch erträglich bis im Juni 1901, wo er, von einem Gardisten begleitet, nach Schwyz zurückkehrte. Auf seinem energisch geschnittenen Gesicht hatte bereits der Stempel des Todes. Nach viermonatlichem Leiden starb er am 1. November in Schwyz. Er that es in wunderbarer Resignation und verlangte zuletzt noch zu wissen, wo sein Leib in der Pfarrkirche ruhen werde.

„Eine markige, echte, treue Schweizerseele,“ so schließt der erwähnte trefflich geschriebene Lebensabriß, „ein Mann von unabhängigem Charakter, voll Geist und Leben ist mit ihm zur Ruhe gegangen. Wer ihm je näher trat, wird diesem prächtigen Menschen und edlen Priester ein warmes und dankbares Andenken bewahren.“ Am 4. November wurde die Leiche Marty's zu Grabe getragen. Die Beerdigung gestaltete sich zu einem kirchlichen Feste, und mit Ehrfurcht schaute man den feierlichen Zug, der sich durch die Straßen von Schwyz bewegte. Die gehaltvolle Leichenrede hielt Dr. P. Albert Kuhn, Kapitular des Stiftes Einsiedeln; er hob darin aus Marty's Charakter besonders zwei Lichtpunkte hervor: sein eminentes Pflicht- und sein warmes Heimatgefühl.

Wir sind in der angenehmen Lage, neben dem Porträt des verstorbenen Gardekaplans Marty auch dasjenige seines Nachfolgers im Amt, des Monsignore Emanuel Corragioni d'Orelli von Luzern zu bringen sowie einige ihn betreffende biographische Notizen.

Der neue Gardekaplan ist geboren im Jahr 1861 zu Luzern, als ältester Sohn des päpstlichen Geheimkammerers di Spada e Cappa Emanuel Corragioni d'Orelli und der Hilba, geb. von Mülken, von Bern. Die erste Erziehung genoß er in Luzern, gemeinsam mit dem einzigen um ein Jahr jüngern Bruder Karl, dormalen Legationsrat der königlich samesischen Gesandtschaft in Paris. Seine Gymnasialbildung erhielt der neue Gardekaplan in Deutschland und besuchte dann nach Absolvierung des Maturitätsexamens die Universitäten zu Löwen (Belgien), Straßburg i./E., Berlin, Heidelberg zum Studium des Rechts. Im Jahr 1886 wurde Emanuel Corra-

gioni d'Orelli nach bestandnem Examen Doctor iuris utriusque. Spät erst, 1896, faßte er den Entschluß, in den geistlichen Stand zu treten und bereitete sich zunächst auf die theologischen Studien im Seminar zu Issy bei Paris vor. Diese selbst machte er zuerst im französischen Seminar zu Rom, sodann später in der Pontificia Accademia Ecclesiastica daselbst, nachdem er im Herbst 1899 in Luzern die Priesterweihe erhalten hatte. 1901 trat er als Kaplan in den Dienst der deutschen St. Bonifacius-Kirche von Whitechapel in London, und Ende des genannten Jahres wurde er nach dem Vatikankommissionen in seine jetzige Stellung berufen und zum Geheimen Kämmerer Seiner Heiligkeit ernannt.

Nach ihren Kaplanen kommen wir endlich noch kurz auf die Garde selbst, die immer für den Rom besuchenden Schweizer von Interesse ist, besonders wenn er selbst der schweizerischen Armee angehört oder früher in ihr eine Stellung eingenommen hat. Die Garde bildet eine Kompagnie und ist unseres Wissens etwa 60 — 70 Mann stark, sie wird aus den katholischen Schweizerkantonen deutscher Sprache sowie Freiburg sorgfältig rekrutiert. Nicht ohne weiteres wird einer aufgenommen, sondern erst nach Einziehung genauer Erkundigungen über seine Familien- und persönlichen Verhältnisse. Die Kompagnie wird von drei Offizieren kommandiert, die alle einen weit höhern Grad besitzen, als die Kleinheit der Truppe eigentlich mit sich brächte. So war der vortige Kommandant der Schweizergarde de Courten aus dem Wallis Oberst. Die Aufgabe der Garde ist: für die persönliche Sicherheit des Papstes zu sorgen, sowie auch der Wach- und Ehrendienst im Vatikan, der Residenz der Päpste. Die Garde bewohnt das Quartiere degli Svizzeri, ein bescheidenes Gebäude, zunächst am vatikanischen Hauptbau und der Porta di Bronzo, dem Haupteingang in den Vatikan. In dem dabei gelegenen Hof werden die Uebungen der Garde ausgeführt, die sich aber der Natur der Sache nach nur in engem Rahmen halten; denn der Hof ist klein, und aus dem Vatikan kommt die Garde als solche nicht hinaus; zudem können mit einer Truppe so geringer Stärke selbstverständlich nur gewisse kleinere Uebungen ausgeführt werden. Da man im Vatikan am Asten festhält, so ist auch die Uniform der Gardisten eine sehr altmodige, die schwarz-rot-gelbe Landsknechtstracht. Die kleine Tenue ist bescheiden, zu ihr gehört die breite, tellerförmige Mütze; die Gala-Uniform dagegen ist schön und prächtig: der Mann trägt über dem Rock einen kurzen Panzer mit Armschiene und Stulpen oder Manschetten, eine weiße Halskrause und einen Helm mit weißem



Monsignore Emanuel Corragioni d'Orelli,
der derzeitige Kaplan der päpstlichen Schweizergarde.

Federbusch. Die Hosen sind kurz und gehen nur bis unter die Kniee. Die Waffe ist je nach der Verwendung der Mannschaft die Hellebarte oder das Gewehr neuerer Konstruktion; ein Seitengewehr hängt am gelben Ledergurt. Die päpstliche Fahne von Seide ist gelb und rot, in der Mitte das Geschlechtswappen des jeweiligen Papstes in Seide gestickt, mit weiß-gelber Kofarde. In unsern Bildern sehen wir das eine Mal Teile der Gardekompagnie zur Inspektion aufgestellt im Kasernenhof, rechts die Caserma; im kleinen Bild einige Gardisten innerhalb der Porta di Bronzo, in der Nähe der Wachtstube. Ein Gardist ist die Schildwache vor dem Gewehr, die andern sind Soldaten der Wachtmannschaft, die eben keinen Dienst haben, aber in Bereitschaft sein müssen und sich eben noch in der schweizerischen Mutterprache miteinander unterhielten. In der Mitte passieren hohe geistliche Personen, u. a. vielleicht ein Kardinal; die Schildwache vor dem Gewehr präsentiert, und die übrigen Soldaten haben sich von der Bank erhoben und nehmen Stellung an.

Die Gardesoldaten haben viel freie Zeit, die teils für den Unterricht, den der Gardekaplan erteilt, verwendet, teils zu Ausgängen in die Stadt benützt wird. Sie sind für eine bestimmte Zeit angeworben, kehren aber meist bald wieder ins Vaterland zurück. Ihr Dienst ist während des größten Teils des Jahres ein leichter, mit wenig Mühsalen verbunden; doch



Im Kasernenhof des Vatikan.
Sepiazeichnung von A. Soja in Küsnach bei Zürich.

Quartiere degli Svizzeri.

muß es in den heißen Sommermonaten recht beschwerlich sein, in der äußerst schwülen Luft der Korridore des Vatikans Wache zu stehen. Mit dem italienischen Leben der Hauptstadt kommen die Gardisten wenig in Berührung, ihre ganze Erziehung, die namentlich dem Kaplan obliegt, geht darauf aus, in ihnen den einfachen und guten Schweizer Sinn zu erhalten.

Zum Schluß wollen wir eine freilich zu starke Probe des schweizerischen Sinnes und Nationalstolzes eines Gardisten aus dem sechzehnten Jahrhundert anführen. Der Chorherr Wick, der in den siebziger und achtziger Jahren des genannten Jahrhunderts seine in der Zürcher Stadtbibliothek aufbewahrten „Annalen“ schrieb und ein zuverlässiger Berichtersteller ist, erzählt im zwölften Band dieses Werkes folgendes, im Jahr 1574 wirklich stattgehabtes Ereignis: An der Fastnacht hatten die Gardisten, ähnlich wie jetzt noch, ihre theatrale Aufführung und allerlei „wunderbaren und seltsamen Spektakel“. Ein Italiener, deren es damals wie heutzutage einzelne in der Schweizergarde gab, hatte eine Kuh dressiert und ließ sie jetzt vor dem anwesenden Papst und seinem Gefolge die erlernten Kunststücke ausführen, so z. B. mußte sie sich vor den anwesenden höchsten Personen verneigen und auf die Kniee niederlassen. Zuletzt habe er sogar diese Kuh gefattelt, sich auf sie gesetzt und ausgerufen, jetzt reite er auf der „Schweizern Mutter“, womit er nach damaliger Sitte auf der Schweizer Haupterwerbshätigkeit, die Viehzucht, anspielte und sie ein wenig lächerlich machen wollte. Dies habe unter anderm auch ein „Guardy-Knecht“, aus Meilen, der damals schon reformierten Gemeinde gebürtig, vernommen und zu seinen Kameraden gesprochen, höre er dies Wort noch einmal von ihm, so werde er den Italiener mit der Hellebarte zeichnen. Wie nun dieser jene Worte noch einmal ausgerufen, so habe der Guardy-Knecht von Meilen eine Hellebarte ergriffen und damit im Beisein des Papstes und der Kardinäle dem auf der Kuh Reitenden den Kopf gespalten. Dieser Vorfall habe einen peinlichen Eindruck gemacht; man sei aufgestanden, aber dem Guardy-Knecht sei kein Leid geschehen. — Nun, jener Guardy-Knecht gab eben seinem Schweizer Sinn und Nationalgefühl in der rohen Weise des sechzehnten Jahrhunderts Ausdruck. Die heutigen Gardisten aber sind brave und wohlgefitete Schweizer des zwanzigsten Jahrhunderts; aber auch in ihnen wohnt ein lebhaftes Nationalgefühl, und auch sie würden dem Schweizernamen keine Unehre anthun lassen.

C. E.



Schweizergardisten bei der Porta di Bronzo im Vatikan.
Spieltzeichnung von A. Soja in Kilsnach bei Zürich.

Traumbild.

Nächtlich trat ich in das Zimmer,
Wo mein Freund am Schreibtisch stand.
Leuchtend fiel der Lampenschimmer
Auf mein festliches Gewand.

Mahnend legt' ich meine Hände
Auf des Denkers müdes Haupt:
„Ist die Arbeit nicht zu Ende,
Die Dich mir so lang geraubt?“

„Sieh, das Leben geht vorüber,
Angenossen bleibt die Lust,
Unser Blick wird trüb und trüber . . .
Ruh' Dich aus an meiner Brust . . .“

Langsam hob der Freund die Lider,
Sah mich an . . . und sprach kein Wort . . .
Schauernd zog's durch meine Glieder,
Und still weinend ging ich fort.

Isabelle Kaiser.

